SOZIOLOGIE

RICHARD MÜNCH

**SOZIOLOGISCHE
THEORIE**

**BAND 3:
GESELLSCHAFTSTHEORIE**

campus

Soziologische Theorie

Band 1: Grundlegung durch die Klassiker

Band 2: Handlungstheorie

Band 3: Gesellschaftstheorie

Richard Münch ist Professor für Soziologie an der Universität Bamberg.

© Campus Verlag GmbH

Richard Münch

Soziologische Theorie

Band 3: Gesellschaftstheorie

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-593-37591-5

Studienausgabe

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2004 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Druck und Bindung: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet:

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Vorwort.....	7
Einleitung.....	9
I. Funktionalismus und Systemtheorie	
1. Empirischer Funktionalismus Robert K. Merton.....	15
2. Vom Analytischen Funktionalismus zum Neofunktionalismus Das Erbe von Talcott Parsons.....	41
3. Systembildung und Systemdifferenzierung Niklas Luhmanns Systemtheorie.....	179
II. Das Erbe des Marxismus	
4. Regulierung und Transformation des Kapitalismus Von Claus Offes Politischer Ökonomie des Spätkapitalismus zur Neo-institutionalistischen Soziologie des Wohlfahrtsstaates.....	233
5. System und Lebenswelt Jürgen Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns.....	261
6. Die Welt als System Immanuel Wallersteins Weltsystemanalyse.....	309

III. Konflikttheorie und Figurationssoziologie

7. Die Funktionen des sozialen Konflikts
Lewis Cosers Konfliktfunktionalismus.....331
8. Herrschaft und Konflikt
Ralf Dahrendorfs Konflikttheorie des Gesellschaft.....347
9. Vom Fremdzwang zum Selbstzwang
Norbert Elias' Theorie des Zivilisationsprozesses.....365

IV. Das Erbe des Strukturalismus

10. Die soziale und kulturelle Welt als Struktur
Claude Lévi-Strauss und die Entwicklung des Strukturalismus.....377
11. Die Reproduktion von Machtstrukturen
Der Poststrukturalismus von Michel Foucault.....393
12. Habitus, Feld und Kapital
Pierre Bourdieus Theorie der sozialen Praxis.....417
13. Die Selbstproduktion der Gesellschaft
Alain Touraines Aktionalistische Soziologie.....455

V. Theorie der reflexiven Modernisierung

14. Die Konstitution der Gesellschaft
Anthony Giddens' Theorie der Strukturierung.....475
15. Von der Ersten zur Zweiten Moderne
Ulrich Becks Theorie der reflexiven Modernisierung.....505

Glossar.....539

Literaturverzeichnis.....567

Namenverzeichnis.....605

Sachverzeichnis.....613

Vorwort

Der hier vorgelegte Band 3 schließt das dreibändige Lehrbuch zur Soziologischen Theorie ab. Die Absicht war von Anfang an, eine sehr breit angelegte Darstellung der verschiedenen Theorieansätze in der Soziologie zu erreichen und zugleich die kritische Auseinandersetzung mit und zwischen den Theorieansätzen zu fördern. Neben der Darstellung der Theorieansätze sollte deshalb auch die kritische Würdigung einen gewichtigen Platz einnehmen.

Die kritische Würdigung soll die Leistungsfähigkeit und die Grenzen der Deutungs- und Erklärungskraft der verschiedenen Theorieansätze aufzeigen. Die zwecks Aufdecken der Grenzen geübte Kritik soll nicht schulmeisterlich verstanden werden. Kritik ist niemals vor Fehldeutungen, Missverständnissen und Einseitigkeiten gefeit. Sie wirft auf einen Theorieansatz ein Licht aus einem bestimmten Blickwinkel, der selbst der kritischen Durchleuchtung bedarf. Die kritische Würdigung der Theorieansätze kann deshalb nur ein erster Anstoß sein, um einen Anfang zu finden, der dann weiterzuführen ist und gegebenenfalls nach weiterer Prüfung auch zu einem anderen Ergebnis und zur Revision von Kritikpunkten führen kann. Es geht nicht um ein abschließendes Urteil, sondern um die Anleitung zur Einübung von Kritik als diskursives Verfahren zur Erzielung von Erkenntnisfortschritt im Widerstreit der unterschiedlichen Theorieansätze.

Grundlage von Band 3 dieses Lehrbuchs war wieder eine zuerst in englischer Sprache erschienene Fassung (Chicago: Nelson Hall, 1994). Brigitte Münzel hat eine erste Übersetzung erstellt, die von mir korrigiert wurde. Das gilt auch für übersetzte Zitate aus der zugrunde liegenden Literatur. Der ursprüngliche Text wurde umgestellt, überarbeitet und zum Teil erheblich, auch um neue Kapitel, erweitert und auf den neuesten Stand gebracht. Eine kürzere Fassung von Kapitel 15 über die Theorie der reflexiven Modernisierung von Ulrich Beck ist zuerst unter dem Titel „Die »Zweite Moderne«: Realität oder Fiktion?“ in der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 54, 2002, Heft 3, S.417-443, erschienen. Mein eigener Beitrag des Neofunktionalismus in Kapitel 2 ist zuerst unter dem Titel „Politische Steuerung im Kontext von Netzwerken, Institutionen, Professionen und Kulturen“ in Hans-Peter Burth und Axel Görlitz (Hg.),

Politische Steuerung in Theorie und Praxis, Baden-Baden: Nomos, 2001, S. 187-220, veröffentlicht worden. Er wurde hier stark gekürzt und um den Abschnitt „Sozialer Wandel“ ergänzt. Tina Guenther und Jan Schmidt haben an der Überarbeitung mitgewirkt, insbesondere an der Ausarbeitung der biografischen Angaben, der Orientierungsfragen und des Glossars. Die Abbildungen 6.1 und 6.2 wurden von Christoph Welter angefertigt. Judith Polteraer hat Recherchen zu den biografischen Angaben durchgeführt. Literaturverzeichnis, Personen- und Sachregister wurden von David Wickel bearbeitet. Die Formatierung für den Druck hat Annerose Baum übernommen. Allen Beteiligten an dem Projekt gilt mein herzlicher Dank.

Editorischer Hinweis: Fett gedruckte Begriffe sind im Glossar am Ende des Bandes erläutert. Jedes Kapitel enthält am Anfang biografische Angaben und nach der systematischen Darstellung des jeweiligen Theorieansatzes eine Zusammenfassung, eine kritische Würdigung, Orientierungsfragen sowie eine Liste der im Glossar erläuterten wichtigen Begriffe.

Bamberg, im Dezember 2003

Richard Münch

Einleitung

Gegenstand des dritten Bandes dieses Lehrbuchs der Soziologischen Theorie sind die nach den Klassikern entwickelten Beiträge zur Gesellschaftstheorie. Als Gesellschaftstheorie verstehen wir solche Theorieansätze, die ihren Fokus auf die Gesellschaft als eigenständige Ebene der sozialen Wirklichkeit oberhalb der Ebenen der Organisation und der Interaktion richten. Darin unterscheiden sich Gesellschaftstheorien von Organisationstheorien und Handlungstheorien, deren Fokus auf der Organisationsebene bzw. der Interaktionsebene liegt. Das heißt indessen nicht, dass die in diesem Band vereinigten Theorieansätze nichts über Organisation, Interaktion und Handeln aussagen. Was sie von den Handlungstheorien im engeren Sinn unterscheidet, ist (1) der breitere Raum, den die Gesellschaftsanalyse einnimmt, (2) die Betrachtung von Gesellschaft als eine zwar aus elementaren Handlungen bzw. Kommunikationen gebildete, aber aus ihnen hervorgehende – „emergente“ –, mit eigenen Qualitäten ausgestattete soziale Einheit und (3) die Ausarbeitung eines eigenen theoretischen Instrumentariums zur Analyse von Gesellschaft. Dabei ist unter „Gesellschaft“ alles zu verstehen, was über die Ebene von Organisationen und Interaktionen als soziale Einheiten hinausgeht: Gemeinde, Stadt, Region, Nation, Staat, Nationalstaat, europäische Gesellschaft, Weltgesellschaft und ihre Institutionen von Wirtschaft, Politik, Verwaltung, Zivilgesellschaft, Kultur (Wissenschaft, Kunst, Religion, Bildung, Technologie), ihre Sozialstruktur und ihr sozialer Wandel.

Nicht alle in diesem Band behandelten Theorieansätze erfüllen alle drei genannten Kriterien im gleichen Umfang. Insbesondere im Ausarbeitungsgrad eines eigenen Instrumentariums zur Gesellschaftsanalyse unterscheiden sie sich. Die Konflikttheorien von Lewis Coser und Ralf Dahrendorf und die Figurationssoziologie von Norbert Elias versuchen größere gesellschaftliche Dynamiken enger als andere Theorieansätze an elementare Dynamiken der Interaktion und der Organisation des Handelns zu binden und halten sich mit der Ausarbeitung eines darüber hinausgehenden theoretischen Instrumentariums zur Gesellschaftsanalyse zurück. Deshalb sind sie auch ein Grenzfall. Weil die elementaren Gesetzmäßigkeiten von Handeln, Interaktion und Organisation einen breiten

Raum einnehmen, sind sie auch als wichtige Beiträge zur Handlungstheorie zu lesen. Da sie jedoch ausdrücklich auch auf die Gesellschaftsanalyse zielen, ist ihre Einordnung unter die Gesellschaftstheorien angemessener als die Zuordnung zu den Handlungstheorien. Der empirische Funktionalismus von Robert K. Merton grenzt sich zwar ausdrücklich von den „Großtheorien“ ab, um sich auf Theorien „mittlerer Reichweite“ zu beschränken, dennoch ist der Blick weitaus stärker auf Strukturen und Dynamiken auf der Gesellschaftsebene gerichtet als bei den Handlungstheorien im engeren Sinn. Deshalb ist Mertons empirischer Funktionalismus im Kontext der Gesellschaftstheorien besser aufgehoben.

Zur nicht bei allen in diesem Band vereinigten Theorieansätzen gleich ausgeprägten Erfüllung der drei genannten Kriterien der Qualifizierung als Gesellschaftstheorie gesellt sich hinzu, dass eine ganze Reihe von ihnen auch explizit über eine Grundlegung auf der Ebene von Interaktion und Organisation verfügt. Neben den schon genannten Beiträgen von Coser, Dahrendorf und Elias gilt dies insbesondere für die Theorieansätze von Jürgen Habermas, Pierre Bourdieu, Alain Touraine, Anthony Giddens, Talcott Parsons und Niklas Luhmann. Bis auf Luhmann haben diese Theoretiker explizit Handlungstheorien entwickelt, die auch in unserer Rekonstruktion ihres Theorieansatzes eine wichtige Rolle spielen werden. Diese Handlungstheorien wurden allerdings nicht zum Selbstzweck ausgearbeitet, sondern als Teil eines umfassenderen Ansatzes, der eben im Unterschied zu den Handlungstheorien im engeren Sinn, auch ein eigens für die Gesellschaftsanalyse entwickeltes theoretisches Instrumentarium zur Verfügung stellt. Das ist z.B. der Unterschied zwischen einer Theorie des kommunikativen Handelns von Jürgen Habermas und einer Theorie der symbolischen Interaktion von Herbert Blumer oder auch zwischen James Colemans Gesellschaftsanalyse auf der Grundlage einer Theorie der rationalen Wahl und Talcott Parsons' Gesellschaftsanalyse auf der Grundlage der Verknüpfung von Handlungs- und Systemtheorie.

Ein Sonderfall ist Niklas Luhmann. Er hat die Systemtheorie zur „Supertheorie“ ausgebaut, die – für sich betrachtet – keiner handlungstheoretischen Grundlegung bedarf. Das heißt jedoch mitnichten, dass Luhmanns Systemtheorie nichts über die elementare Ebene der Interaktion zu sagen hätte. Im Gegenteil, sie ist ausdrücklich ebenenübergreifend angelegt und begreift Interaktion, Organisation und Gesellschaft gleichermaßen als Systeme, die unterhalb der Emergenz neuer Qualitäten auf Organisations- und Gesellschaftsebene denselben Gesetzen der Systembildung und Systemoperation folgen. In diesem Sinne leistet Luhmanns Systemtheorie zwar explizit keinen Beitrag zur Handlungstheorie, aber sehr wohl einen Beitrag zur Analyse elementarer Prozesse des Handelns und der Interaktion. Wir werden uns damit auch eingehend beschäftigen.

Unter dem Titel „Gesellschaftstheorie“ erwartet den Leser also nicht die ausschließliche Beschäftigung mit Beiträgen zur Gesellschaftsanalyse im engeren Sinne, sondern die Untersuchung von Theorieansätzen, die unsere drei an eine Gesellschaftstheorie anzulegenden Kriterien zumindest im Vergleich zu Handlungstheorien im engeren Sinn sichtbar weitgehend erfüllen. Ihre Darstellung und kritische Bewertung verlangt jedoch im gegebenen Fall auch eine systematische Erörterung ihrer Grundlegung auf der Ebene von Handeln und Interaktion, dies allerdings nicht zum Selbstzweck, sondern als Vorstufe der Gesellschaftsanalyse.

Wir werden außerdem sehen, dass einige der behandelten Beiträge Handeln und Interaktion ausdrücklich als Vollzug einer gesellschaftlichen Praxis deuten, in der die Strukturen der Gesellschaft produziert, reproduziert und transformiert werden. In diesem Fall ist die Gesellschaftstheorie zugleich Handlungstheorie. Die Gesellschaft erscheint im Handeln und in der Interaktion der individuellen Akteure. Prägnante Beispiele dafür sind Pierre Bourdieus Konzept des Habitus und seiner Reproduktion in der sozialen Praxis und Anthony Giddens' Konzept der Strukturierung als soziale Praxis, in der im Handeln der Akteure die Strukturen der Gesellschaft produziert, reproduziert und transformiert werden. So wie wir in unserer Einleitung zu Band 2 feststellen konnten, dass bestimmte Handlungstheorien zugleich als Gesellschaftstheorien begriffen werden können, so dürfen wir hier spiegelbildlich sagen, dass bestimmte Gesellschaftstheorien zugleich als Handlungstheorien zu verstehen sind. Das heißt nicht, dass beide Seiten in ein und derselben Einheit von Handlungstheorie und Gesellschaftstheorie konvergieren. Es besteht weiterhin ein bedeutsamer Unterschied: Für die Ansätze des Symbolischen Interaktionismus wird Gesellschaft durch Handeln *erzeugt*, nach Bourdieus Praxistheorie und Giddens' Strukturierungstheorie *reproduziert* sich Gesellschaft im Handeln. Je mehr allerdings von der einen Ebene ausgehend die Eigenständigkeit der anderen Ebene anerkannt wird, umso mehr können sich die Ansätze des Symbolischen Interaktionismus auf der einen Seite und die Ansätze der Praxistheorie und der Strukturierungstheorie auf der anderen Seite einander annähern. Das zeigt auf jeden Fall, dass sich in diesem Überschneidungsfeld Handlungstheorien und Gesellschaftstheorien sehr gut ergänzen können.

Zwischen den in diesem Band behandelten Theorieansätzen besteht die Gemeinsamkeit ihres auf die Gesellschaftsanalyse ausgerichteten Fokus. Sie unterscheiden sich allerdings auch deutlich durch ihre Herkunft aus unterschiedlichen Theorietraditionen und durch ihre im Vergleich miteinander primäre Fokussierung spezifischer Aspekte der materiellen oder symbolischen Reproduktion der Gesellschaft. Daraus ergeben sich Gruppierungen um bestimmte Aspekte der materiellen oder symbolischen Reproduktion (vgl. Einleitung zu Bd. 1,

Tabellen 1 und 2). Die sonst sehr konträren Theorieansätze von Habermas und Luhmann haben z.B. gemeinsam, dass Kommunikation der elementare Prozess ist, in dem sich die Reproduktion der Gesellschaft vollzieht. In der Weltsystemanalyse von Immanuel Wallerstein ist es dagegen die ökonomische Reproduktion der Gesellschaft, die diesen Stellenwert hat. Allerdings teilen Habermas und Wallerstein einen marxistischen Hintergrund, wie sehr dieser bei Habermas auch kritisch überwunden und verblasst sein mag. Der marxistische Hintergrund ist die Basis, auf der Habermas und Wallerstein gemeinsam mit Claus Offe stehen, dessen politische Soziologie des Spätkapitalismus und des Wohlfahrtsstaates aber auch eine Nähe zur Konflikttheorie von Ralf Dahrendorf aufweist. Das ist insofern nicht überraschend, als Dahrendorf seine Konflikttheorie aus einer Verallgemeinerung der Marxschen Theorie der Klassenherrschaft gewonnen hat. Der primäre Fokus auf der ökonomischen Reproduktion der Gesellschaft wird ja bei Marx gemäß des Basis-Überbau-Theorems mit einem sekundären Fokus auf der davon geprägten politischen, rechtlichen und kulturellen Reproduktion verknüpft. Die Zuordnung der marxistischen Ansätze zum Feld der ökonomischen Reproduktion bedeutet insofern nicht das Ausblenden der anderen Felder der gesellschaftlichen Reproduktion, sondern nur einen mehr oder weniger ausgeprägten Vorrang der ökonomischen Reproduktion. Während bei Wallerstein schon wegen seiner Konzentration auf das ökonomisch geprägte Weltsystem der Vorrang der ökonomischen Reproduktion noch klar gegeben ist, gewinnt bei Offe schon wegen der Beschäftigung mit dem Wohlfahrtsstaat die politische Reproduktion eine viel größere Eigenständigkeit. Bei Habermas gelangt die symbolische Reproduktion in den Vordergrund, weil er sich mit der langfristigen Entwicklung der kulturellen Grundlagen der Moderne beschäftigt.

Wir sehen an diesen Verwicklungen, dass jede Aufteilung der Theorieansätze in Gruppierungen zusammenfügt, was sich doch wieder deutlich voneinander unterscheidet. Neben dem analytischen Fokus auf bestimmten Aspekten der gesellschaftlichen Reproduktion spielt die Herkunft aus einer spezifischen theoretischen Tradition eine Rolle. Das führt z.B. dazu, dass wir bei Offe, Habermas und Wallerstein trotz einer gemeinsamen Herkunft aus dem Marxismus den primären Fokus auf drei zu unterscheidende Felder der gesellschaftlichen Reproduktion gerichtet sehen, bei Offe auf den Staat, bei Habermas auf die Kultur und bei Wallerstein auf die Wirtschaft. Wegen des Aufbaus der Theorie auf Kommunikation als elementarer Einheit hat Habermas mehr Gemeinsamkeiten mit Luhmann als mit Wallerstein. Ähnlich kann man sagen, dass sich Luhmann und Habermas mit dieser Entscheidung näher stehen als Luhmann und Parsons, für den die Handlung und nicht Kommunikation das Elementarteil seines Theorieaufbaus bildet. Jedoch verbindet die Systemtheorie Luhmann mehr mit Parsons als mit Habermas.

Wir könnten dieses Spiel der Gruppierung und Umgruppierung noch beliebig weitertreiben. Das wollen wir aber nicht tun. Vielmehr soll aus der Erörterung der Theorieansätze in diesem Band deutlich werden, dass zwischen den einzelnen Theorieansätzen gewisse familiäre Verbindungen bestehen, diese aber durch Querverbindungen vielfach gebrochen werden. Das gilt es im Gedächtnis zu behalten, wenn wir uns auch für eine bestimmte Gruppierung und entsprechende Zuordnung zu bestimmten Teilen des Textes mit einer gemeinsamen Überschrift entscheiden müssen. Wir wählen dafür die Unterteilung in **Paradigmenfamilien**, die überwiegend durch gemeinsame Wurzeln oder – wenn solche gemeinsamen Wurzeln nicht vorhanden sind – durch die Ähnlichkeit grundlegender theoretischer Annahmen gebildet werden. Demgemäß nehmen wir folgende Unterteilung in Paradigmenfamilien vor:

- Funktionalismus und Systemtheorie bilden das familiäre Band zwischen Robert K. Mertons empirischem Funktionalismus, Talcott Parsons' Analytischem Funktionalismus, dem Neofunktionalismus und Niklas Luhmanns Systemtheorie.
- Das Erbe des Marxismus mit seiner besonderen Betonung der ökonomischen Reproduktion der Gesellschaft vereint die sonst sehr unterschiedlichen, jeweils die politische, symbolische oder ökonomische Reproduktion fokussierenden Theorieansätze von Claus Offe, Jürgen Habermas und Immanuel Wallerstein. In diesen Kontext gehören auch die Ansätze der Politischen Soziologie des Wohlfahrtsstaates und der Neuen Wirtschaftssoziologie, zu denen der Neo-Institutionalismus wesentliche Beiträge geleistet hat.
- Die Bedeutung des Konflikts als Element der gesellschaftlichen Reproduktion schafft eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den sonst aus verschiedenen Quellen gespeisten und verschieden aufgebauten Theorieansätzen von Lewis A. Coser, Ralf Dahrendorf und Norbert Elias. Für Coser ist Simmel die Quelle, für Dahrendorf ist es Marx. Für Elias lassen sich keine Quellen ausmachen, am ehesten könnte eine Nähe zu Simmels Programm einer formalen Soziologie konstatiert werden, für die es aber keine Anhaltspunkte einer direkten Anknüpfung gibt.
- Das Erbe des Strukturalismus verbindet die französischen Beiträge zur Gesellschaftstheorie in der primären Fokussierung der Reproduktion des strukturellen Aufbaus der Gesellschaft, wobei sich der Fokus von den Strukturen (Lévi-Strauss) zur Reproduktion der Macht (Foucault), zur Praxis der Reproduktion (Bourdieu) und zur Erneuerung durch soziale Bewegungen (Touraine) verlagert.
- In der jüngsten Vergangenheit hat sich zwischen dem Ansatz der Strukturierungstheorie von Anthony Giddens und der zeitdiagnostischen Analyse der „Weltrisikogesellschaft“ von Ulrich Beck bei aller weiter

bestehenden Unterschiedlichkeit eine Konvergenz in dem Interesse an einer Theorie der „reflexiven“ Modernisierung ergeben.

In diesen Gruppierungen wollen wir uns mit den in diesem Band vereinigten Beiträgen zur Gesellschaftstheorie beschäftigen, allerdings im Wissen über die gleichwohl bestehenden Differenzen innerhalb der so gebildeten Paradigmenfamilien und über die Gemeinsamkeiten zwischen den einzelnen Theorieansätzen über die Grenzen ihrer familiären Zuordnung hinweg.

Für die Präsentation der soziologischen Theorieansätze als identifizierbare Einheiten und für den Verzicht auf eine theorieübergreifende Systematisierung gibt es gute Gründe. Wir verstehen dieses Programm als ein notwendiges, Innovationspotenzial erhaltendes dynamisches Gegengewicht zur theorieübergreifenden Systematisierung des soziologischen Wissens nach sachlichen Gesichtspunkten. In dieser Hinsicht steht dieses Programm nicht in einem Konkurrenzverhältnis, sondern in einem sinnvollen Ergänzungsverhältnis zu systematischen theorieübergreifenden Darstellungen des Erkenntnisstandes der Soziologie wie sie von Hartmut Esser und Uwe Schimank vorgelegt wurden (Esser 1996; 1999-2001; Schimank 1999).

In evolutionstheoretischer Perspektive steht in dem hier vorliegenden Lehrbuch die Seite der Variation im Vordergrund, in der theorieübergreifenden systematischen Darstellung die Seite der Selektion. Für die Entwicklung des soziologischen Wissens sind beide Seiten gleich wichtig. Auch in pragmatischer Verwendungshinsicht kann die Darstellung und kritische Ausleuchtung der einzelnen Theorieansätze nicht durch eine Synthese ersetzt werden. Für bestimmte Untersuchungsgegenstände und -zwecke sind bestimmte Theorieansätze besser geeignet als andere. Man benötigt dafür nicht die Synthese, sondern das spezifische Erklärungspotenzial des jeweils geeigneten Theorieansatzes. Die Struktur und das Erklärungspotenzial dieses Theorieansatzes muss deshalb vor aller Synthese erst einmal kennengerlernt und kritisch angeeignet werden. Diese Überzeugung teilen wir mit dem selektiveren, auf herausragende Figuren der Theorieentwicklung konzentrierten Programm von Wolfgang Schneider (2002). Trotzdem ist es durchaus möglich, das Lehrbuch auch quer zu einzelnen Kapiteln nach selbstgewählten sachlichen Gesichtspunkten zu lesen, auch über die drei Bände hinweg.

I. Funktionalismus und Systemtheorie

1. Empirischer Funktionalismus Robert K. Merton

Biografische Angaben

Robert K. Merton wurde am 5. Juli 1910 in Philadelphia, Pennsylvania, geboren. Er ist am 23. Februar 2003 in New York gestorben. Seine Eltern waren jüdische Einwanderer aus Osteuropa. Der Vater verdiente den Lebensunterhalt der Familie mit wechselnden Tätigkeiten als kleiner Gewerbetreibender oder als Arbeiter, z.B. auf einer Werft. Eine öffentliche Bibliothek in der Nachbarschaft der Familie wurde schon von früher Jugend an ein beliebter Aufenthaltsort des jungen Merton. Dazu kam, dass ihn sein älterer Schwager, Charles Hopkins, im Selbststudium anleitete. Von ihm erlernte er auch die Zauberkunst, in der er es so weit brachte, dass er, Meyer R. Schkolnick, sich den Künstlernamen Robert King Merton zulegte, den er dann auch offiziell eintragen ließ.

Nach Abschluss der High School studierte Merton zunächst an der Temple University in Philadelphia, die von einem Baptistenpfarrer für die Kinder der einfacheren Leute gegründet worden war. Dort wurde er von einem jungen Dozenten, George E. Simpson, in die Soziologie eingeführt. Durch Simpson lernte er bei einer Tagung Pitirim A. Sorokin kennen, der Direktor des neu gegründeten *Department of Sociology* an der *Harvard University* war. Merton war von Sorokin beeindruckt und bewarb sich um einen Studienplatz an der Harvard University, den er auch bekam. Dort arbeitete er zunächst mit Sorokin zusammen. An der Harvard University lehrte aber auch Talcott Parsons, der als junger Dozent zunehmend Einfluss auf Mertons intellektuelle Entwicklung nahm. Merton ließ sich aber nie von Parsons' Arbeit an der großen Theorie zu ähnlichen Bestrebungen bewegen. Von Anfang an wollte er sich bewusst auf das beschränken, was er später als Theorie mittlerer Reichweite bezeichnete. Nach Abschluss seines Studiums mit seiner noch heute bedeutsamen Dissertation, die den Zusammen-

hang zwischen dem Puritanismus und der Entwicklung von Naturwissenschaften und Technik in England im 17. Jahrhundert untersuchte (Merton 1938/1970), übernahm Merton 1939 die Stelle eines Associate Professors an der Tulane University in New Orleans und wurde bald darauf Full Professor und Direktor des *Department of Sociology*. Trotzdem wechselte Merton schon 1941 zunächst auf eine Assistenzprofessur am angesehenen *Department of Sociology* der Columbia University in New York, wo er bis zu seiner Emeritierung lehrte. Dort wurde die Zusammenarbeit mit Paul F. Lazarsfeld für Merton besonders fruchtbar. Lazarsfeld war aus Wien zugewandert und prägte maßgeblich die Entwicklung der quantitativen empirischen Sozialforschung in den Vereinigten Staaten.

Ende der 1940er und Anfang der 1950er Jahre erlangte das Department für Soziologie an der Columbia University in New York eine herausragende Stellung in der amerikanischen Soziologie. In den 1950er Jahren war es der einzige gleichrangige Wettstreiter mit Parsons' Department for Social Relations an der Harvard University um den Spitzenplatz in der amerikanischen Soziologie. Seither ist die amerikanische Soziologie jedoch erheblich polyzentrischer geworden. Columbia gehört aber nach wie vor zu den führenden Departments. Der Aufstieg der Soziologie an der Columbia University zu ihrer herausragenden Stellung in den späten 1940er und frühen 1950er Jahren war vor allem der Lehr- und Forschungstätigkeit von Merton und Lazarsfeld zu verdanken. Merton (1949/1968d, 1968e) schuf eine empirische Version des Funktionalismus, die darauf abzielte, Theorien der mittleren Reichweite zu entwickeln, z.B. Theorien des abweichenden Verhaltens. Sie stand damit im Gegensatz zu Parsons' analytischem Funktionalismus und seiner Beschäftigung mit der großen Theorie. Lazarsfeld entwickelte die quantitative Methodologie, die dieser Art des empirischen Funktionalismus angemessen war (Lazarsfeld und Rosenberg 1955). Hauptzielbereich der in diesem Zusammenhang durchgeführten Untersuchungen war die institutionelle Struktur der Gesellschaft. Sozialstruktur, Organisationen, Berufsstruktur, Professionen und Wissenschaft waren die wichtigsten Untersuchungsgegenstände der empirischen Funktionalisten an der Columbia University sowie anderer herausragender Soziologen dieser Universität. Daher beginnen wir auch hier mit der Analyse des spezifischen Charakters von Institutionen, institutionellen Strukturen oder einfach nur Strukturen.

Die institutionelle Struktur des sozialen Lebens

Jede Gesellschaft basiert zumindest in minimalem Umfang auf **institutionalisierten Mustern** regelmäßig wiederkehrenden Verhaltens, d.h. auf Verhaltens-

mustern, die sich bei veränderten Situationen nicht sogleich ändern und die nicht von einzelnen Akteuren einfach umgestaltet werden können. Die Handlungen der Menschen werden von diesen institutionalisierten Mustern reguliert. Ohne solche institutionalisierten Verhaltensmuster wäre das Handeln unvorhersehbar, und die Koordination der Handlungen der Individuen müsste jedes Mal wieder von neuem aus dem Chaos erfolgen.

Sicherlich bringt das Leben in der Gesellschaft immer unerwartete Handlungen, Missverständnisse, Fehlkoordinationen und Konflikte mit sich. Allerdings kann auch mindestens mit einer gewissen Bestätigung der Erwartungen durch das Verhalten der anderen, mit gegenseitigem Verständnis, Koordination und Konsens gerechnet werden. Das heißt, es gibt wiederkehrende, stetige Verhaltensmuster, auf die man sich verlassen kann, wenn man seine Handlungen plant. Wir nennen solche wiederkehrenden Verhaltensmuster „Institutionen“ oder „institutionalisierte Strukturen“ oder auch einfach nur „Strukturen“. Verhalten, das in einer Gesellschaft institutionalisiert ist und sich mit einem anderen Verhalten vereint, um eine Institution zu bilden, ist für die Mitglieder der Gesellschaft verbindlich, die in einer Situation handeln, auf die diese etablierte Institution zutrifft. Verhalten, das von einer Institution reguliert wird, folgt einem Gefüge von **Normen**. Diese Normen machen die normative Struktur einer Institution aus. So sind also zwei Aspekte von Institutionen zu unterscheiden: ein Gefüge von Normen, die für die Mitglieder einer Gesellschaft bindend sind, und ein Muster von wiederkehrendem, stetigem Verhalten, das diesen Normen entspricht. Natürlich gibt es immer etliche **Abweichungen** von den Normen. Allerdings stellen diese die Existenz einer Institution nicht infrage, solange diese Abweichungen Sanktionen durch die Gesellschaftsmitglieder auslösen und solange der Abweichler nicht genug Macht und Legitimation für seine Handlungen mobilisieren kann, um die Unterstützung der ganzen Gesellschaft zu erhalten. Je erfolgreicher der Abweichler in dieser Hinsicht wird, desto wahrscheinlicher ist es, dass die Institution einem strukturellen Wandel unterzogen wird.

Wo und wann auch immer Menschen handeln, reproduzieren sie zumindest teilweise solche institutionalisierte Verhaltensmuster. Menschen, die einen bestimmten Ort aufsuchen, um zu beten, heiraten und Kinder aufziehen, an einer Cocktailparty teilnehmen, die Schule oder die Universität besuchen, zur Wahl gehen, Lebensmittel im Supermarkt kaufen, einen Arbeitsvertrag abschließen, einen Beruf ausüben oder ihr Auto an der Ampel bei Rot anhalten, folgen damit einem Verhaltensmuster, das in einer Handlungssituation nicht zufällig entstanden ist, sondern für viele Menschen in vielen Fällen und vielen Situationen über einen erheblichen Zeitraum hinweg gleich ist. Dieses Verhalten wird sicherlich durch die Wünsche des Individuums motiviert, aber es ist in der Situation nicht frei gewählt und geschaffen. Das Verhalten verkörpert den Wissensvorrat und

die Vorschriften der Gesellschaft, die jedes Mitglied nutzt, wenn es bestimmte Handlungen durchführt und individuelle Bedürfnisse befriedigt. Diese Verhaltensmöglichkeit steht dem Individuum als Mitglied einer bestimmten Gesellschaft zur Verfügung. Ein anderes Verhalten ist für die Person nicht zugänglich oder würde zumindest negative Sanktionen durch die anderen Gesellschaftsmitglieder zur Folge haben.

Viele unserer Handlungen führen solche institutionalisierte Verhaltensmuster aus. Und genau diese institutionalisierten Verhaltensmuster bilden die Identität einer Gesellschaft. Wenn wir eine Gesellschaft kennen lernen wollen, müssen wir auf das typische wiederkehrende Verhalten ihrer Mitglieder achten, nicht auf zufällige Begebenheiten in bestimmten Situationen. Wenn wir eine Person begreifen wollen, werden wir versuchen, die wiederkehrenden Elemente ihres Verhaltens aufzudecken. Mit Gesellschaften ist das nicht anders. Wir erfassen den spezifischen Charakter einer Gesellschaft, indem wir die wiederkehrenden Verhaltensmuster in den Interaktionen ihrer Mitglieder enthüllen.

Früher Funktionalismus

Die institutionelle Dimension des gesellschaftlichen Lebens ist der Zielbereich eines Ansatzes zur Untersuchung der Gesellschaft, der in den 1940er und 1950er Jahren zum vorherrschenden Paradigma der Soziologie wurde. Es handelt sich um den Strukturfunktionalismus. Der Grundstein für dieses Paradigma wurde von Durkheim gelegt (1895/1973b), dann weiter von führenden Anthropologen, die das Funktionieren primitiver Gesellschaften untersuchten: Radcliffe-Brown (1922, 1935, 1952) und Malinowski (1922/1961, 1926, 1948). Durkheim etablierte den sozialen Tatbestand als spezifischen Gegenstand der Soziologie. Ihm zufolge liegt der soziale Tatbestand außerhalb des Individuums, übt einen Zwang zu bestimmten Handlungsweisen aus, ist allgemein im Charakter, d.h. allgemein bindend für jedes Mitglied einer Gesellschaft, und muss wie ein Ding studiert werden, das heißt als ein Objekt *sui generis*, das von den individuellen Dispositionen der Akteure losgelöst werden kann. Soziale Tatbestände sind institutionalisierte Verhaltensmuster im oben beschriebenen Sinn. Laut Durkheim sind sie da, noch ehe ein Individuum seine Handlungen in einer bestimmten Situation ausführt, und sie werden auch noch da sein, wenn diese Handlungen beendet sind.

Eine bestimmte Hochzeit ist nur ein Beispiel eines Verfahrens, das vor diesem einen konkreten Fall vielfach durchgeführt wurde und danach noch unzählige Male stattfinden wird. Alle Hochzeiten erfolgen nach demselben Sche-

ma. Was also dieser eine konkrete Fall zu dem Verfahren beiträgt, ist in erster Linie die konkrete Motivation der Akteure; diese wiederum ist vom vorhergehenden und laufenden Muster von Hochzeiten geprägt. Für den Soziologen ist deshalb nicht die Frage von Interesse, weshalb zwei Menschen heiraten, sondern wie sie es tun und weshalb es in dieser Gesellschaft auf eine typische, immer wiederkehrende Art und Weise geschieht.

Radcliffe-Brown und Malinowski untersuchten die immer wiederkehrenden Praktiken, die sie in Stammesgesellschaften antrafen, wie z.B. den Austausch von Gütern und Geschenken, Initiationsriten, Totengedenken, Begräbnisse, Zauberei, Bestrafungen und Versammlungen. Dies sind die institutionalisierten Muster der Interaktion, die den spezifischen Charakter der von ihnen unter die Lupe genommenen Gesellschaften ausmachen. Die Anthropologen interessierten sich nicht für vergängliche Aktivitäten, sondern für die typischen Phänomene dieser Gesellschaften. Daher konzentrierten sie sich auf die institutionelle Struktur. Was den Strukturfunktionalismus als Paradigma der Analyse entstehen ließ, war die Art und Weise, in der sie an eine Erklärung des *Fortbestands* dieser Phänomene herangingen. Sie waren bestrebt, die **Funktionen** aufzudecken, die das Ausführen bestimmter Praktiken für das Funktionieren und den Fortbestand der fraglichen Gesellschaft erfüllte. Besonders die Bewahrung der Integration und Solidarität der Gesellschaft wurde zum wichtigsten Referenzpunkt für solche funktionalen Analysen. Eine institutionelle Praxis wurde durch ihren Beitrag zur Integration und Solidarität der Gesellschaft erklärt. Aber auch andere Bezüge wurden ins Spiel gebracht, vor allem von Malinowski: biologische Bedürfnisse der Mitglieder der Gesellschaft, wie zum Beispiel das Bedürfnis nach Nahrung, psychische Bedürfnisse wie das Bedürfnis nach Hilfe, neben sozio-kulturellen Bedürfnissen wie Integration und Solidarität.

Der Ursprung dieser organozistischen Theorieanlage lag darin, dass die Gesellschaft mit biologischen Organismen gleichgesetzt wurde, ein Ansatz, den führende Sozialtheoretiker des 19. Jahrhunderts lancierten. Auguste Comte, Albert Schäffle, Herbert Spencer und René Worms trugen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wesentlich zu dieser aufstrebenden organozistischen Sozialtheorie bei. Sie wurde einerseits vom Erfolg der Biologie als Modell des wissenschaftlichen Denkens begünstigt, andererseits war sie vom Wunsch beeinflusst, Wege zu einer geordneten Gesellschaft aufzuzeigen.

Durkheim sprach in seinem Werk *Die Regeln der soziologischen Methode* (Durkheim 1961) ausdrücklich die Frage einer funktionalen Erklärung institutioneller Praktiken an, aber er befürwortete den Funktionalismus nicht als selbstständiges Paradigma. Er erklärte klar und deutlich, dass es nicht genug sei, die Funktion eines sozialen Phänomens herauszustellen, um seine Existenz zu erklären; auch die Ursache für sein Entstehen müsse aufgedeckt werden. Nach seinem

Prinzip der Erklärung sozialer Phänomene durch soziale und nicht andere Phänomene, wie z.B. biologische oder psychische, forderte er auch, dass Ursache und Funktion vom Charakter her sozial sein müssen. Daher muss der funktionale Teil der Erklärung eines sozialen Phänomens mit sozialen und nicht mit individuellen Bedürfnissen im Zusammenhang stehen, ebenso wie der kausale Teil mit sozialen und nicht mit individuellen Ursachen verbunden sein muss.

Nehmen wir als Beispiel die australischen Aborigines, die Durkheim (1912/1968) anhand der anthropologischen Literatur seiner Zeit untersuchte. Sie versammeln sich regelmäßig, um bestimmte religiöse Riten durchzuführen. Dabei handelt es sich offenkundig um eine Institution. Wie können wir diese Institution erklären? Da ist auf der einen Seite die Ursache: die Menschen kommen nicht zufällig zusammen, sondern regelmäßig. Es ist nicht ein Zusammentreffen unabhängiger Wünsche von einzelnen, das zu einer Versammlung führt, sondern eine Verpflichtung, die sie gemeinsam als Mitglieder des Kollektivs verspüren, um ihre gemeinsame Tradition fortzuführen. Dies ist die soziale Ursache, die bedingt, dass die Mitglieder der Gesellschaft sich an der Versammlung beteiligen. Diese soziale Ursache für die Teilnahme der Mitglieder muss von der sozialen Ursache unterschieden werden, die zu ihrem Gefühl einer Verpflichtung für die Fortführung der etablierten Tradition führt. Dieses Gefühl entsteht aus ihrer gegenseitigen Solidarität. Der Effekt der gemeinsamen Feier religiöser Riten besteht darin, dass die Solidarität der Menschen bekräftigt wird, die an diesen Riten beteiligt sind. Wir können sagen, dass die Institution der regelmäßigen Durchführung religiöser Riten die soziale Funktion hat, die Solidarität der Gesellschaft zu bestätigen, insofern als alle relevanten Mitglieder sich daran beteiligen, ungeachtet der Tatsache, ob sie von dieser Wirkung wissen oder nicht. Dies ist der funktionale Teil der Erklärung. Er bezieht sich auf die Funktion der institutionalisierten Praxis für die Beibehaltung der Solidarität in dieser Gesellschaft.

Wie wir aus dieser Erklärung ersehen können, gibt es eine zirkuläre Wirkung bei der Ausübung religiöser Riten. Die Menschen fühlen sich verpflichtet, sich zu treffen, um gemeinsam einen religiösen Ritus auszuüben, weil sie einander in Solidarität verbunden sind. Dieses Gefühl veranlasst sie, dem Ruf der Veranstalter der Versammlung Folge zu leisten, und es motiviert auch die Veranstalter, die Mitglieder der Gesellschaft zusammenzurufen. Andererseits stärken die Versammlung selbst und das gemeinsame Ausüben der Riten ihre Solidarität als (unbeabsichtigte) Nebenwirkung. Dies ist die soziale Funktion des Treffens und die Ursache für ihr Gefühl der Verpflichtung, an künftigen Treffen teilzunehmen.

Durkheim selbst setzt kausale und funktionale Analyse nicht auf diese zirkuläre Weise miteinander in Verbindung. Das Beispiel stammt jedoch aus Durkheims Studie der Religion der australischen Aborigines und kann als Veranschaulichung für sein Prinzip gelten, die *sozialen* Ursachen und *sozialen* Funk-

tionen eines *sozialen* Phänomens herauszustellen (Durkheim 1895/1973b; dt. 1961: 176-194). Ihre gegenseitige Stabilisierung in einem Kreislauf ist ein besonderer Fall der Verbindung zwischen Ursache und Funktion. Wir können dies tun, indem wir Durkheims Analyse der religiösen Riten auf die oben beschriebene Weise interpretieren. Die soziale Funktion eines sozialen Phänomens ist die Wirkung, die es auf die Gesellschaft hat, beispielsweise auf die Bewahrung ihrer Solidarität. In gewissem Sinn ist es lediglich die Wirkung, die aus einer speziellen Ursache resultiert.

Das Spezielle am Funktionalismus, wie er von den Anthropologen nach Durkheim geschaffen wurde, ist der Anspruch, ein soziales Phänomen lediglich durch die Funktionen zu erklären, die es erfüllt, ohne sich auf eine Analyse seiner Ursachen einzulassen, nicht einmal in der oben beschriebenen Art und Weise, bei der Ursache und Funktion in einem Kreislauf in einer Beziehung zueinander stehen. Der Fortbestand der Gesellschaft wird zur Ursache für die Existenz eines sozialen Phänomens, das eine positive Funktion für die Bewahrung der Gesellschaft ausübt. Für Malinowski (1926) erfüllt jedes soziale Phänomen eine unerlässliche Funktion für die Gesellschaft als Ganzes. Es befriedigt biologische Bedürfnisse nach Nahrung, Schutz und Fortpflanzung, psychische Bedürfnisse nach Hilfe, oder Bedürfnisse, die mit der Bewahrung von Kultur und sozialer Organisation in Verbindung stehen, wie z.B. Institutionen des Austauschs, der kollektiven Entscheidungsbildung, der sozialen Kontrolle und der Erziehung. Die Gesellschaft organisiert das Handeln, um biologische Bedürfnisse zu erfüllen, die zusätzliche psychische Bedürfnisse entstehen lassen; diese wiederum führen zu sozio-kulturellen Bedürfnissen hinsichtlich der Organisation einer Handlung auf höherer Ebene.

Obwohl Radcliffe-Brown (1935) Malinowskis emphatischem Funktionalismus widersprach und seinen eigenen Ansatz Strukturalismus nannte, kleidete er dennoch seine Analysen häufig in funktionalistische Begriffe, das heißt, er erklärte soziale Praktiken auf funktionale Weise. Er stritt ab, dass jedes soziale Phänomen existiert, weil es eine notwendige Funktion erfüllt. Er betonte, dass die Annahme der Einheit der Gesellschaft lediglich eine Hypothese sei, nach der eine funktionale Erklärung eines sozialen Phänomens als Beitrag zum Fortbestehen der Gesellschaft abläuft, nicht aber ein Postulat, dass jede Gesellschaft über eine solche Einheit verfügen müsse. Er argumentierte auch, dass wir nicht für jede Gesellschaft universelle Bedürfnisse annehmen können. Wir können nur bestimmte Existenzbedingungen für bestimmte Gesellschaften voraussetzen. Dennoch waren seine Erklärungen der Institutionen, die er in primitiven Gesellschaften entdeckte, sehr oft vom Wesen her funktional. Beispielsweise erklärte er die Existenz von Abstammungssystemen durch ihren Beitrag zur Bewahrung von Solidarität und das Vermeiden von Konflikten. Sie bestimmen die Verteilung

von Eigentumsrechten unter Familien, ohne die jedes Mal ein Konflikt entstehen würde, wenn der gegenwärtige Besitzer stirbt. Das Abstammungssystem existiert, weil es hilft, Konflikte bei Eigentumsrechten zu vermeiden und dadurch dazu beiträgt, Solidarität zu bewahren. Dies ist eine funktionale Erklärung der Abstammungssysteme durch einfachen Bezug auf die Funktion, die sie erfüllen, um die Solidarität in der Gesellschaft zu erhalten. Die Logik einer solchen funktionalen Erklärung sieht folgendermaßen aus:

- A. Wann immer eine Gesellschaft existiert, wird sie ein Mindestmaß an Solidarität aufweisen.
- B. Wann immer es ein Abstammungssystem gibt, wird es dazu beitragen, die Solidarität zu bewahren.
- C. Gesellschaft *a* existiert.

- D. Gesellschaft *a* besitzt ein Abstammungssystem.

Die Ableitung von Satz D aus den Sätzen A, B und C ist nicht korrekt. Der Grund dafür besteht darin, dass es auch andere soziale Praktiken geben kann, die ein Mindestmaß an Solidarität zu bewahren helfen. Dabei handelt es sich um funktionale Alternativen. Die Existenz einer Gesellschaft allein erlaubt uns deshalb nicht den Schluss, dass auch notwendigerweise ein Abstammungssystem existiert. Die Tatsache, dass ein solches System vorliegt, ist nicht Beweis genug, um die Bewahrung der Solidarität durch andere Institutionen als das Abstammungssystem auszuschließen. Das Abstammungssystem kann z.B. schlecht ausgebildet sein, so dass es in Wahrheit zu Konflikten führt. Wenn die Gesellschaft Solidarität zur Schau stellt, so muss diese von anderen Quellen als dem Abstammungssystem kommen. Es kann daher ein Abstammungssystem geben, das in einer Gesellschaft Konflikte verursacht, die dennoch eine gewisse Solidarität aufweist.

In einigen Fällen kann ein Abstammungssystem ausreichend gut konzipiert sein, um Konflikte auszuschließen, so dass es die Solidarität unterstützt, die wiederum eine Quelle für seine Akzeptanz und seine Anwendung in konkreten Fällen ist. Dies wäre ein Fall einer zirkulären Beziehung zwischen Ursache und Wirkung, ähnlich wie bei Durkheims Analyse religiöser Riten. Dadurch könnten wir die funktionale Erklärung von Radcliffe-Brown in eine zirkuläre ursächliche umwandeln. Allerdings wäre normalerweise ein solches Verfahren keine ausreichende Erklärung für die Existenz eines Abstammungssystems. Eine vollständige Analyse müsste die Art und Weise herausstellen, in der es eingeführt und institutionalisiert wurde, ebenso die Art und Weise, in der es stabilisiert wird. Es wurde möglicherweise von einer herrschenden Gruppe etabliert, nach bestimmten Grundideen der Gesellschaft legitimiert und von der sozialen

Kontrolle und den Legitimationsverfahren stabilisiert. Diese Elemente tragen kontinuierlich zur Reproduktion des Abstammungssystems bei und gehen weit über die bloße Existenz der Gesellschaft hinaus. Diese speziellen Verfahren müssen in eine ausreichende Erklärung von Institutionen einbezogen werden, dringen aber nicht in eine Erklärung ein, die in rein funktionale Begriffe gefasst ist und eine Struktur mit einer notwendigen Funktion zur Bewahrung der Gesellschaft in Verbindung bringt.

Postulate des Funktionalismus

Robert K. Merton (1949/1968a) formulierte ein Paradigma der funktionalen Analyse, das mit einer grundlegenden Kritik an drei Postulaten der vorherrschenden Arten des Funktionalismus beginnt, Postulaten, die vor allem in Malinowskis Version des Funktionalismus wurzeln. Diese Postulate sind funktionale Einheit, universeller Funktionalismus und funktionale Notwendigkeit.

Funktionale Einheit

Funktionale Einheit ist das erste von Merton kritisierte Postulat. Sie bedeutet, dass eine Gesellschaft ein integriertes Ganzes ist, und dass die Mitglieder dieser Gesellschaft in Harmonie und Solidarität miteinander leben. In diesem Fall wird angenommen, dass eine institutionalisierte soziale Praxis und ein institutionalisierter Glaube in ihrer Existenz erklärt werden, weil sie eine positive Funktion für die Bewahrung der Gesellschaft als Ganzes erfüllen. Radcliffe-Brown formulierte dieses Prinzip als Hypothese mit dem Inhalt, dass wir beim funktionalen Erklären der Existenz eines sozialen Phänomens die Einheit der Gesellschaft voraussetzen müssen. Andernfalls stünden die Wirkungen dieses sozialen Phänomens im Widerspruch zueinander, da sie für einige Teile der Gesellschaft positiv, für andere Teile oder sogar die Gesellschaft insgesamt aber negativ wären.

Malinowski argumentiert gegen Radcliffe-Brown, dass die soziologische Schule die Solidarität der primitiven Gesellschaft überbetont und das Individuum missachtet habe, um zu zeigen, dass eine funktionale Erklärung auf die Funktionen einer sozialen Praxis oder eines Glaubens für die gesamte Kultur und das Individuum verweisen muss. So erklärt er den primitiven Glauben an das Übernatürliche nicht nur durch die positive Funktion, die er für die Integration,

die technische und wirtschaftliche Effizienz der Kultur insgesamt erfüllt, sondern auch durch seine positive Funktion für das biologische und geistige Wohlbefinden der einzelnen Mitglieder. Wie Merton es formulierte, gibt er das Postulat der funktionalen Einheit nicht wirklich auf, sondern fügt nur das weitere Postulat hinzu, dass ein soziales Phänomen zusätzlich durch seine Funktion für die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft erklärt werden muss.

Merton hat sicherlich recht, wenn er die Annahme infrage stellt, dass Gesellschaften die Qualität der funktionalen Einheit aufweisen. Wenn sich beispielsweise nur eine bestimmte Gruppe der Gesellschaft an einem bestimmten religiösen Ritus beteiligt, während andere ihre eigenen Riten haben, so helfen diese Riten zwar, die Solidarität der Gruppe zu bewahren, arbeiten aber gegen die Bewahrung der Solidarität zwischen den einzelnen Gruppen in dieser Gesellschaft. Wie er bemerkt, kann die Annahme einer funktionalen Einheit für primitive Gesellschaften durchaus angemessen sein, nicht aber für fortgeschrittenere Gesellschaften, die aus verschiedenen Gruppen mit unterschiedlichen Religionen, Lebensweisen und Interessen bestehen. Er scheint jedoch die spezifische Aussage des Postulats der funktionalen Einheit außer Acht zu lassen. Wenn Radcliffe-Brown argumentiert, dass eine soziale Praxis oder ein Glaube funktional durch den Beitrag für die Bewahrung des gesamten sozialen Lebens erklärt werden müssen, unter der Hypothese, dass die Gesellschaft ein integriertes Ganzes ist, so will er lediglich die Möglichkeit einer funktionalen Erklärung ausschließen, wenn die Bedingung der Einheit nicht erfüllt ist. Wann immer eine solche Einheit nicht besteht, muss die Existenz einer sozialen Praxis oder eines Glaubens durch andere Gründe als ihre Funktion für die Bewahrung der Gesellschaft erklärt werden, weil sie keine solch einheitliche Funktion besitzt. Sie muss beispielsweise durch die Herrschaft einer spezifischen Gruppe in der Gesellschaft erklärt werden, die eine bestimmte Praxis anwendet, weil sie ihren Überzeugungen entspricht, auch wenn sie Konflikte mit anderen Gruppen in der Gesellschaft hervorruft.

Malinowskis ergänzende Forderung, auch die positive Funktion einer sozialen Praxis oder eines Glaubens für jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft aufzuzeigen, bedeutet eine noch weitere Verschärfung der Forderungen nach einer adäquaten funktionalen Erklärung. Sie basiert auf der Annahme, dass ohne derartige Auswirkungen für die einzelnen Mitglieder eine Praxis oder ein Glaube auch störende Wirkungen haben und somit Widerstand auslösen können, der gegen das Weiterbestehen der sozialen Praxis oder des Glaubens arbeitet. Radcliffe-Brown geht davon aus, dass eine funktionale Erklärung nicht angemessen ist, wenn die Gesellschaft kein integriertes Ganzes ist; Malinowski vermutet ebenfalls eine solche fehlende Adäquanz, wenn nicht gezeigt werden kann, dass ein soziales Phänomen positive Funktionen für jedes einzelne

Mitglied der Gesellschaft hat. Was Radcliffe-Brown und Malinowski formulieren, sind nicht Postulate, dass jede Gesellschaft eine funktionale Einheit aufweist und dass ein soziales Phänomen positive Funktionen für die gesamte Gesellschaft und auch für jedes einzelne Mitglied hat, sondern es sind Anforderungen an funktionale Erklärungen, die vom formalen Charakter der physiologischen Erklärung des Funktionierens von Organismen abgeleitet sind. Nur wenn diese Anforderungen erfüllt sind, können wir davon ausgehen, dass in der Gesellschaft keine Kräfte vorhanden sind, die gegen die Aufrechterhaltung einer sozialen Praxis oder eines Glaubens arbeiten, beispielsweise oppositionelle Gruppen oder einzelne abweichende Individuen. Nur in diesem Fall kann ein soziales Phänomen Teil eines integrierten Ganzen sein, und nur dann kann seine Existenz (oder besser: sein Fortbestehen) erklärt werden, weil es eine positive Funktion für die Bewahrung des Ganzen erfüllt.

Merton räumt ein, dass primitive Gesellschaften diesem Modell eines integrierten sozialen Systems erheblich näher kommen als fortgeschrittenere Gesellschaften; daher gehen die Anthropologen nicht völlig fehl mit ihrer Vermutung, wenn sie funktionale Erklärungen für soziale Praktiken und Glauben lancieren. Was aber bleibt noch, wenn wir das Postulat der funktionalen Einheit fallen lassen, wie Merton vorschlägt? Wir würden lediglich die Anforderungen an funktionale Erklärungen schwächen! Funktionale Erklärungen werden vollständig willkürlich, wenn wir nicht die Bedingungen eines integrierten Ganzen voraussetzen. Wenn diese Bedingungen nicht erfüllt sind, wäre es besser, andere Erklärungen als funktionale für soziale Phänomene zu suchen. Zumindest wird das Spektrum an zu berücksichtigenden Kriterien sehr breit, wenn funktionale Erklärungen ohne gegebene funktionale Einheit versucht werden sollen. Das zeigen Mertons 12 Punkte funktionaler Analyse, auf die wir noch eingehen werden.

Universeller Funktionalismus

Das zweite von Merton kritisierte Postulat ist dasjenige des **universellen Funktionalismus**, das besagt, dass jedes soziale Phänomen eine positive Funktion erfüllt. Dieses Postulat wurde besonders von Malinowski vertreten. Merton hat wiederum recht, wenn er abstreitet, dass jedes soziale Phänomen eine solche Rolle in der Gesellschaft spielt. Es gibt viele soziale Phänomene, die keinen Beitrag zum Fortbestehen der Gesellschaft leisten oder diesen sogar gefährden. Aber darauf kommt es Malinowski auch gar nicht an. Was er sagt, muss mit Vorbehalt interpretiert werden. Wenn die Gesellschaft ein funktionierendes Ganzes ist, wie ein Organismus, so besteht sie aus Teilen, die alle spezifische

Beiträge zum Funktionieren der Gesellschaft leisten. Wenn die Gesellschaft kein solches funktionierendes Ganzes darstellt, ist der funktionalistische Ansatz für eine Erklärung ihrer Eigenschaften nicht realisierbar. Daher muss das Postulat des universellen Funktionalismus als zusätzliche Anforderung an funktionale Erklärungen betrachtet werden, nicht aber als Feststellung einer Tatsache. Nur wenn wir annehmen können, dass ein soziales System ein funktionierendes Ganzes ist, können wir nach funktionalen Erklärungen für seine einzelnen Teile suchen. Anderenfalls müssen wir uns nach anderen Erklärungen umsehen. Merton lässt diesen Aspekt, der in die gleiche Richtung zielt wie seine eigenen Argumente, außer acht. Statt dessen führt er das Kriterium ein, dass positive Funktionen eines sozialen Phänomens deutlich gegenüber negativen überwiegen müssen oder zumindest eine mächtige Gruppe einen Nutzen aus dem Phänomen zieht, um eine funktionale Erklärung ansetzen zu können. Erneut versucht er hier, die Strategie einer funktionalen Erklärung unter dafür nicht adäquaten Bedingungen aufrecht zu erhalten. Wenn die Gesellschaft kein funktionierendes Ganzes ist, das aus Einzelteilen besteht, die zu seinem Funktionieren beitragen, dann müssen wir mit funktionalen Erklärungen sozialer Phänomene sehr vorsichtig sein.

Funktionale Notwendigkeit

Das dritte von Merton kritisierte Postulat ist dasjenige der unbedingten **funktionalen Notwendigkeit**. Es bedeutet, dass ein soziales Phänomen notwendigerweise eine Funktion für die Gesellschaft und ihre einzelnen Mitglieder erfüllen muss, wie Malinowski es formulierte. Merton hat wiederum recht, wenn er argumentiert, dass es oft Alternativen zu einem speziellen sozialen Phänomen gibt, die dieselbe Funktion erfüllen können. Ein Phänomen, wie z.B. die Praxis eines bestimmten Glaubens, ist daher nicht unabdingbar. Erneut aber fehlt hier das Wesentliche. Was Malinowski aussagt, darf nicht als Feststellung einer Tatsache interpretiert werden, sondern ist als Anforderung an funktionale Erklärungen zu verstehen. Nur wenn wir die Möglichkeit ausschließen können, dass innerhalb einer Gesellschaft Alternativen vorhanden sind, um eine spezifische Funktion zu erfüllen, und nur wenn wir davon ausgehen können, dass diese spezifische Funktion eine Voraussetzung für die Aufrechterhaltung der Gesellschaft ist, können wir die Existenz eines sozialen Phänomens funktional erklären. Ansonsten müssen wir auf andere, nämlich kausale oder interpretative Erklärungen zurückgreifen. Merton allerdings hält auch unter diesen Bedingungen am funktionalistischen Ansatz fest und will eher

nach strukturellen Zwängen suchen, die das Spektrum möglicher Alternativen einschränken, als nach nicht-funktionalen Erklärungen.

Ein Paradigma für die funktionale Analyse

Generell können wir sagen, dass Merton die Postulate der funktionalen Einheit, Universalität und Notwendigkeit als Feststellungen von Tatsachen kritisiert und ihr Wesen als Anforderungen an adäquate funktionale Erklärungen nicht konsequent würdigt. Wie er selbst zugibt, waren die Anthropologen, die geschlossene Gemeinschaften erforschten, viel eher in der Lage, mit solchen Annahmen zu arbeiten, als Soziologen, die fortgeschrittenere Gesellschaften untersuchen, die diese Anforderungen nicht erfüllen. Da er aber die Postulate nicht als Anforderungen an adäquate funktionale Erklärungen interpretiert, begibt er sich auf den schwierigen und gefährlicheren Weg, funktionale Erklärungen als Strategie zur Untersuchung moderner Gesellschaften voranzutreiben. Schauen wir uns einmal an, wie er versucht, diese Aufgabe zu erfüllen. Wir können Mertons Paradigma für die funktionale Analyse in folgende zwölf Aussagen fassen (Merton 1949/1968a: 104-108).

1. Die Dinge, denen Funktionen zugeteilt werden, müssen standardisierte soziale Phänomene sein, wie z.B. „**soziale Rollen**, institutionalisierte Muster, soziale Prozesse, kulturelle Muster, kulturell strukturierte Emotionen, soziale Normen, Gruppenorganisation, Sozialstruktur, Vorrichtungen zur sozialen Kontrolle etc.“ (Merton 1949/1968a: 104). Daher konzentriert sich die funktionale Analyse auf immer wiederkehrende institutionalisierte Muster der Interaktion, nicht aber auf vergängliche Aspekte des sozialen Lebens.
2. Die subjektiven Dispositionen von Akteuren, die eine soziale Praxis durchführen, müssen umrissen und von den objektiven Folgen dieser Praxis unterschieden werden.
3. Die objektiven Folgen eines Phänomens müssen insofern aufgezeigt werden, als sie positive, negative oder neutrale Auswirkungen auf ein gegebenes System haben. Positive Auswirkungen sind Funktionen, negative Effekte sind **Dysfunktionen**, **neutrale Wirkungen** sind nicht funktional. Die Ausgewogenheit von Funktionen und Dysfunktionen muss geprüft werden. **Funktionen** können **manifest** sein, d.h. von den Teilnehmern am System beabsichtigt und anerkannt, oder aber **latent**, d.h. weder beabsichtigt noch anerkannt.

4. Die Einheiten, für die ein Phänomen Folgen hat und daher Funktionen bzw. Dysfunktionen erfüllt, müssen differenziert werden: „Individuen mit unterschiedlichem **Status**, Untergruppen, das breitere soziale System und Kultursysteme“ (Merton 1949/1968a: 106).
5. Die funktionalen Anforderungen zur Aufrechterhaltung eines Systems müssen benannt werden.
6. Die Mechanismen, durch die Funktionen erfüllt werden, müssen spezifiziert werden. Es handelt sich dabei um allgemeinere Typen institutioneller Formen, von denen die untersuchten Phänomene spezifische Fälle darstellen, zum Beispiel Herrschaft als allgemeiner Mechanismus zum Erreichen kollektiv bindender Entscheidungen und das konkrete patriarchalische System in einer Gesellschaft als besonderer Fall von Herrschaft.
7. Die funktionalen Alternativen zum Erfüllen einer besonderen Funktion müssen aufgezeigt werden.
8. Der strukturelle Kontext, innerhalb dessen ein Phänomen auftritt, muss hinsichtlich seiner einschränkenden Auswirkungen auf die positiven Alternativen zum Erfüllen einer besonderen Funktion beschrieben und analysiert werden.
9. Um strukturellen Wandel ebenso zu analysieren wie soziale Statik, muss man vor allem darauf achten, ob Dysfunktionen innerhalb eines bestimmten strukturellen Kontextes unter Kontrolle gehalten werden oder ob sie sich steigern und zu Belastungen und Spannungen führen, so dass sie einen Druck ausüben, der zu struktureller Veränderung führt, was wiederum die Belastungen und Spannungen reduziert.
10. Funktionale Erklärungen müssen durch vergleichende Analysen geprüft werden.
11. Funktionale Analyse muss ideologisch neutral gehalten werden, ohne Bevorzugung der konservativen Stabilisierung oder des radikalen Wandels eines sozialen Systems.
12. Wenn wir eine soziale Praxis beschreiben, die funktional erklärt wird, müssen folgende Aspekte enthalten sein:
 - a) Lokalisierung der Teilnehmer in der Sozialstruktur,
 - b) alternative Verhaltensweisen, die vom Muster ausgeschlossen werden.
 - c) emotionale und kognitive Bedeutung des Musters für die Teilnehmer,
 - d) Unterschied zwischen Motivation und objektivem Verhalten,
 - e) Verhaltensregularien, die Teil des Musters sind, von den Teilnehmern aber nicht erkannt werden.

Bei der praktischen Durchführung der funktionalen Analyse enthüllte Merton **latente Funktionen** sozialer Phänomene, um sie zu erklären. Er gab einige

Beispiele für eine solche Analyse (Merton 1949/1968a: 109-136). Wir greifen aus seinem Werk zur beispielhaften Verdeutlichung seine Analysen von informellen Gruppen in formalen Organisationen und von Prestigekäufen sowie seine Untersuchung zum **Rollenset** heraus.

Informelle Gruppen und Prestigekäufe

Merton argumentierte, dass die Studien von Hawthorne Western Electric zu fruchtbaren Erklärungen gelangten, als die latenten Funktionen der standardisierten Praktiken von Arbeitern und von informeller Organisation aufgezeigt wurden (Roethlisberger und Dickson 1939; Mayo 1945). Wie Veblen (1928) in seiner Studie über die Freizeitklasse zeigte, lässt sich das anhaltende Muster des Verbrauchs renommierter Produkte durch die Freizeitklasse erklären, indem man auf die Funktion zurückgreift, die dieses Muster für die Bestätigung des angesehenen Status von Menschen erfüllt, die als Mitglieder dieser Klasse gelten wollen. Dies nennt man Prestigeverkauf.

Können wir aber die informelle Gruppenorganisation und das entsprechende Produktivitätsmuster durch ihre latente Funktion für das Funktionieren der Organisation, die Solidarität der Gruppe bzw. die Identität des einzelnen Arbeiters erklären? Es ist unvermeidbar, dass Arbeiter, die täglich zusammenarbeiten, eine eigene Gruppe bilden, die ihre eigenen Produktivitätsnormen definiert, je autonomer sie in dieser Hinsicht sind, ganz gleich ob dies positive Funktionen für das Unternehmen, die Gruppe oder die Einzelnen hat oder nicht. In vielen Fällen schafft dieses Phänomen eine Belastung für alle: das Unternehmen, die Gruppe und die Einzelnen. Dennoch existiert es, was beweist, dass seine Existenz nicht durch Bezugnahme auf positive Funktionen erklärt werden kann. Dasselbe gilt für den Prestigeverkauf. Allein die Existenz dieses Musters schafft große Belastungen für die Individuen, die sich zur Teilnahme gedrängt fühlen, da sie ansonsten ihren Status gefährden würden. Die Erklärung für dieses Verhalten ist daher nicht seine positive Funktion für das Erreichen eines hohen Status, sondern der Druck, den führende Figuren auf jene ausüben, die mit ihnen verbunden sein möchten.

Der Rollenset

Ein weiteres Beispiel für Mertons funktionalen Ansatz ist die Theorie des Rollensets (Merton 1957). Merton unterscheidet Status und Rolle als grundlegende Elemente der Sozialstruktur. Ein Status – wie Vater, Mutter, Sohn,